

Als ich meine Mutter verlor

oder

Oma zeigt den Stinkefinger

„Ein bisschen anders – schon immer.“

„Ich habe Ärger in der Schule bekommen, weil ich den Mittelfinger gezeigt habe!“, rief mein älterer Sohn empört – als spräche er von einem Justizskandal, der in die Geschichtsbücher eingehen sollte.

„Was?!“, entfuhr es meiner Mutter, begleitet von einem schockierten Luftholen. „Aber warum denn das? Was soll daran schlimm sein?“

Ich spürte, wie sich mein Puls beschleunigte. Ich holte tief Luft.

„Mami... der Mittelfinger gilt als Beleidigung. Den zeigt man nicht einfach so.“

„Diesen hier?“, unterbrach sie – und riss ohne zu zögern beide Mittelfinger begeistert in die Höhe, als stünde sie in der ersten Reihe eines Rockkonzerts.

Ich starrte sie an. Fassungslos.

„Mami! Bitte nicht!“, zischte ich und sprang vor, um ihre Arme wieder nach unten zu bugsieren. „Nicht vor den Kindern!“

„Aber wieso denn?“, lachte sie. „Das ist doch nur ein Finger! Schau mal: So sieht er aus! Und so! Und jetzt winke ich damit!“

„Mami!“, japste ich, während ich ihre flatternden Arme einzufangen versuchte.

Zu spät.

„Guck mal, ich kann das auch!“, rief der Kleine fröhlich und streckte stolz einen Mittelfinger in die Luft. „Ich habe zwei!“, johlte der Große, beide Finger gereckt wie Trophäen.

Und ich? Ich ließ die Arme sinken, atmete tief durch und murmelte:

„Großartig. Pädagogik: null. Chaos: hundert Punkte.“

War das vielleicht der Moment, in dem meine Mutter komisch wurde?

Nein. Ein bisschen anders war sie nämlich schon ihr ganzes Leben lang.

„Zwischen Licht und Schatten: Meine Mutter.“

Meistens war es ein Geschenk, so eine Mutter zu haben: Stark. Schön. Wild und frei.

Eine, die stundenlang mit uns Lego spielte und dabei die buntesten, fantasievollsten Häuser baute. Die lieber mit uns lachend durch den Regen rannte, als gemächlich unter einem Schirm zu gehen.

Die auf den Fingern piff, laut lachte und sich zu Karneval mit uns verkleidete – auch wenn wir das Haus gar nicht verließen. Einfach so. Nur für uns. Nur aus Freude.

Aber es konnte auch beängstigend sein – besonders, wenn sie richtig wütend wurde.

Wenn etwa ein Streit mit meinem Vater eskalierte und sie ihre Gabel nach ihm warf.

Nur so viel: Sie traf.

Mit ihr zu leben war manchmal verwirrend und kräftezehrend. Es war wunderbar, in ihrem Licht zu stehen – und furchtbar, sich in ihrer Schusslinie wiederzufinden. Schon ihr Blick konnte töten. Und wenn ihre tiefe Traurigkeit einen mit hinunterzog, wurde das Atmen schwer.

Und nun? Wo war sie geblieben – diese faszinierende, schöne, wilde Frau, vor der ich mich früher manchmal fürchtete und die ich doch immer mit Liebe „meine Mami“ nannte.

Trotz aller Widrigkeiten. Trotz aller Brüche. Trotz allem.

Nun saß sie da, mit Kissen gestützt im Rollstuhl, am Tisch. Ihre Augen blickten ins Leere, hinaus in einen Garten, den sie nicht mehr erkannte. Ich saß neben ihr, hielt ihre Hand.

Wer ich bin – das wusste sie da schon lange nicht mehr.

„Zwischen den Zeilen begann das Vergessen.“

Wann das Vergessen begann, kann ich heute nicht mit Sicherheit sagen. Im Rückblick war es vielleicht nur eine feine Veränderung, kaum greifbar – eine neue Tonlage in unseren Gesprächen, ein merkwürdiger Unterton am anderen Ende der Leitung.

Schon viele Jahre telefonierten wir regelmäßig, oft sogar täglich. Diese Gespräche waren unser Band – wir erzählten uns vom Alltag, von den Kindern, den Haustieren, von kleinen Ärgernissen und großen Plänen. Von Gott und der Welt, Zukunft und Vergangenheit. Es ging uns nie der Gesprächsstoff aus.

Doch irgendwann, im Jahr 2017, fiel mir ihre zunehmende Gereiztheit auf.

Die Stimmung kippte plötzlich, aus dem Nichts. Unsere Gespräche wurden hitzig, sie wirkte fahrig, dünnhäutig.

Früher hätte ich alles getan, um sie aufzuheitern, ihre Launen zu glätten. Ich war geübt darin, ihre Schwankungen zu ertragen, ihnen auszuweichen. Aber ich war älter geworden. Selbstbewusster. Und so sagte ich eines Tages – halb lachend, halb provozierend: „Heute bist du aber zickig – ist dir eine Laus über die Leber gelaufen?“

Früher hätte sie scharf reagiert. Doch diesmal wich sie aus, murmelte nur: „Weiß auch nicht, was heute los ist.“

Das kam immer häufiger vor. Und vielleicht war es genau das – der Anfang vom Ende.

Oder wir waren schon mittendrin?

„Vertraute Stimme, fremder Ton.“

Im Jahr darauf musste sich mein Vater einer Operation unterziehen, mit anschließendem Krankenhausaufenthalt. Die ganze Familie war aufgeregt – merkwürdigerweise weniger wegen ihm als wegen meiner Mutter. Wie sollte sie das nur schaffen?

Seit seinem Ruhestand hatte mein Vater ihr Stück für Stück immer mehr Aufgaben abgenommen. Er war der Organisator, derjenige, der den Alltag am Laufen hielt.

Meine Mutter hatte zudem zeitlebens mit Ängsten zu kämpfen, besonders nachts, wenn sie allein war. Die Vorstellung, mehrere Tage ohne ihn auszukommen, schien ihr unüberwindbar.

Ich organisierte also die Woche durch: Jeden Tag sollte jemand bei ihr sein, sie ins Krankenhaus begleiten, ihr Gesellschaft leisten. Doch selbst mit all dieser Unterstützung war ihr Verhalten kaum auszuhalten.

Am Krankenbett meines Vaters wirkte sie nicht wie eine Frau, die sich um ihren Mann sorgte – sondern eher wie ein trotziges Kind, wütend darüber, dass sie allein gelassen wurde.

Auf seine liebevolle Frage: „Isst du denn auch genug?“ kam nur ein patziges: „Nein! Ich will nicht essen. Ich habe eh keinen Hunger. Ich will, dass du sofort nach Hause kommst.“ Ich musste mich beherrschen, um nicht laut zu werden. Stattdessen versprach ich meinem Vater, mich um sie zu kümmern, dafür zu sorgen, dass sie wenigstens später zu Hause etwas aß.

Abends saß sie dann lustlos vor ihrem Butterbrot, kaute mechanisch und versuchte, mich mit Flehen und Bitten zu überreden, bei ihr zu übernachten. Aber ich hatte noch fast eine Stunde Heimweg vor mir, war direkt von der Arbeit gekommen und musste am nächsten Tag früh raus. Ich fuhr also nach Hause – verwirrt, leicht verärgert, zunehmend überfordert.

Dieses Spiel wiederholte sich.

Mein Vater erholte sich zum Glück gut und ich zählte die Tage, bis er endlich wieder entlassen wurde und der Alltag sich – scheinbar – wieder einpendelte.

Gesprochen hat später kaum jemand darüber. Außer meinen Söhnen und mir. Aber wirklich erklären konnten wir uns ihr Verhalten nicht. Und da war er wieder, dieser Satz:

„Ja, Mami – beziehungsweise Oma – war eben schon immer ein bisschen anders gewesen.“

„Zwischen Fehlermeldungen und flauschiger Geborgenheit.“

Irgendwann im Jahr 2018 begannen die zunehmenden Probleme mit der lieben Technik.

Ja, auch an meinen Eltern war das digitale Zeitalter nicht spurlos vorbeigegangen. Computer, Mobiltelefone und andere technische Helferlein hatten längst ihren festen Platz im Alltag gefunden – wenn auch nicht in jener Selbstverständlichkeit, mit der die jüngere Generation ihr Smartphone in jeder Jackentasche trägt, kaum, dass sie das Haus verlässt.

Was früher kaum ein Hindernis darstellte – der Umgang mit diesen Wunderdingen oder, je nach Sichtweise, Teufelswerkzeugen – wurde mit der Zeit mehr und mehr zur Herausforderung. Die Anrufe, in denen meine Mutter mich um Hilfe bat, häuften sich. Die Fragen, die sie stellte, wurden skurriler, rätselhafter. Seltsame Meldungen auf dem Handy, die sich als ganz normale E-Mails entpuppten. Ständig angeblich „selbstlöschende“ Apps. Verschwundene Fotos und Nachrichten.

Der telefonisch-technische Support für sie und ihr Handy, Tablet und Laptop wurde ein fester Bestandteil meines Lebens.

Ab etwa 2019 fiel mir auf, dass sie immer öfter Dinge vergaß, über die wir erst kürzlich gesprochen hatten. „Was machen deine Söhne jetzt noch mal genau?“ oder „Wann ist ihr Studium eigentlich abgeschlossen?“ fragte sie wiederholt – beinahe täglich.

Ich tat es zunächst als Unachtsamkeit ab. Als Small Talk. Als harmlose Zerstreuung. Und weil sonst niemand in der Familie das Thema ansprach und der Alltag scheinbar ungestört weiterlief, schob ich meine leisen Sorgen immer wieder beiseite.

Am deutlichsten zeigte sich ihre Eigenart im Umgang mit einer kleinen Sammlung aus Stofftieren und Puppen. Anfangs hielt ich das für einen harmlosen Spaß – eine überspitzte, humorvolle Geste ihrerseits. Vielleicht ein Spiel mit der Erinnerung an vergangene Kindertage. Doch nach und nach begann sich dieses Spiel zu verselbstständigen.

Besondere Aufmerksamkeit bekam ein Teddybär, den ich ihr erst kürzlich geschenkt hatte. Immer wieder lobte sie seine großen, wunderschönen Augen, stellte ihn behutsam zu den anderen „Kleinen“, wie sie sie nannte, und erzählte mir, dass sie sie nachts zudeckte, damit sie nicht frieren.

Wir lachten gemeinsam darüber, machten kleine Späße – auch ich erinnerte mich daran, wie ich als Kind nicht schlafen konnte, wenn eine meiner Puppen ohne Decke in einer dunklen Ecke lag.

Doch was wie ein nostalgischer Scherz begann, wuchs 2020 zu etwas ganz Eigenem heran.

Aus „meine Püppchen und Tierchen“ wurden „die Kleinen“, und schließlich nannte sie sie nur noch „die Kinder“. Es schien sie auf seltsame Weise glücklich zu machen, wenn sie „die Kinder“ sitzend vor dem Fernseher drapierte und sie, wenn es an der Zeit war, ins Bett brachte. Also begann ich, über das Ungewöhnliche hinwegzusehen. Bei unseren Telefonaten fragte ich irgendwann wie selbstverständlich – und fast schon liebevoll – nach dem Befinden „der Kinder“.

„Ein liebevoller Wandel – und seine blinden Flecken.“

Die gereizte Stimmung und die früher so häufigen schlechten Launen waren mittlerweile Geschichte. Fast wie verwandelt zeigte sie sich – herzlich, liebevoll, zugewandt. Anders, als ich es aus der Vergangenheit kannte. Ich sog ihre warmen Worte auf, genoss ihre festen Umarmungen und den Blick, in dem so viel Liebe lag. Als Kind und Jugendliche hatte ich mir genau das so oft gewünscht. Doch Lob und liebevolle Zuwendung waren in unserem Haus eher selten – sie kamen nur in winzigen, fast scheuen Dosen.

Und auch mein Vater hatte sich verändert. Obwohl ich mir seiner Liebe stets sicher gewesen war, hatte er immer große Schwierigkeiten gehabt, sie offen zu zeigen. Doch auch er wurde milder. Weniger schroff. Seine Ecken und Kanten verloren zunehmend an Schärfe. Ich stellte keine Fragen. Stattdessen ließ ich mich einfach fallen – in seine Umarmungen, in diese neue, ungewohnte Herzlichkeit.

Manchmal fragte ich mich heute, ob er vielleicht nach einem Verbündeten suchte. Ob auch er sich nach Halt sehnte, nach einem Moment des Trostes, nach einer kurzen Pause vom Starksein. Ich weiß es nicht. Er hat es nie gesagt.

Und all die Jahre der strengen Erziehung, in der man gelernt hatte, die Eltern nicht zu hinterfragen, hielten mich davon ab, selbst das Wort zu ergreifen.

Mit der Zeit nahm mein Vater immer häufiger das Telefon ab und plauderte dann auch ungewöhnlich lange mit mir, wenn ich anrief.

„Mami macht gerade die Wäsche“, sagte er. Oder: „Sie ist im Garten, die Vögel füttern.“ „Sie ist kurz spazieren gegangen, aber wir zwei können ja was reden.“

Heute glaube ich, das waren die Tage, an denen es ihr besonders schlecht ging. Die Tage, an denen selbst er nicht mehr beschönigen konnte, was offensichtlich war.

Oft war sie in dieser Zeit beschäftigt mit ihren alten Schallplatten, hörte Elvis-Songs, und mein Vater ermutigte sie gerne und oft mitzusingen und zu tanzen. „Sie ist unten und hört Musik. Ich möchte sie nicht stören“, war auch so eine seiner Aussagen am Telefon. Sogar einen Hula-Hoop-Reifen kaufte er ihr eines Tages, wie sie mir später begeistert erzählte. Und ein anderes Mal empörte sie sich darüber, er habe ihr ein Buch gegeben – ein Buch für Kinder, wie sie meinte. „Ein dummer Scherz von ihm!“

Mir war klar: Hier stimmte etwas ganz und gar nicht. Aber was konnte ich tun?

Man muss verstehen: Meine Eltern hatten ihr Leben lang großen Wert daraufgelegt, dass niemand – und ich meine wirklich niemand – in ihre Zweisamkeit eindrang. Sie regelten das unter sich. So lautete ihr unausgesprochenes Gesetz. Sie brauchten niemanden. Wollten niemanden der sich einmischte. Duldeten niemanden in ihrer kleinen Welt. Ihre Beziehung war wie eine uneinnehmbare Insel – einsam, stolz,

verschlossen gegenüber allem, was von außen kam. Man lernt, das zu akzeptieren. Man nimmt es hin. Und irgendwann hält man es für normal.

„Ein Stift. Eine Uhr. Und ein Wort, das alles veränderte.“

Einer meiner Söhne steckte zu dieser Zeit mitten im Psychologiestudium. Wir hatten schon oft über die sich zuspitzende Situation gesprochen. Schließlich schlug er vor, beim nächsten Besuch den sogenannten Uhrentest durchzuführen – einen einfachen Test, bei dem die betroffene Person eine Uhr mit Ziffern und Zeigern zeichnen soll. Es klingt banal. Doch was einfach scheint, ist für Menschen mit kognitiven Einschränkungen oft nicht mehr zu bewältigen.

Und damit rückte dann auch ein Wort ins Zentrum unseres Lebens, das ich bislang gemieden hatte wie ein dunkles Gewitter am Horizont. Ein Wort, bei dem ich mir heute noch am liebsten Augen und Ohren zuhalten würde: Demenz.

Ja, es war so weit. Ich hatte einen Verdacht. Einen lähmenden, kalten Verdacht. Der Test sollte mir beweisen, dass ich überreagierte. Dass alles vielleicht gar nicht so schlimm war? Oder – er sollte meinen Vater dazu bringen, endlich die Karten offen zu legen.

Wie so oft aber wurde der enge Zusammenhalt meiner Eltern zum eigentlichen Hindernis.

Mein Vater – anfangs hellwach und sichtlich interessiert – beobachtete unsere Versuche, meine Mutter zu einer einfachen Zeichnung zu bewegen. „Zeichne bitte eine Uhr“, baten wir sie. Doch sie wehrte sich. „Warum soll ich das tun?“, fragte sie. „Das ist doch albern. Ich kann nicht malen. Das ist doch sinnlos.“

Immer wieder versuchte sie, sich zu entziehen. Schließlich nahm mein Vater ihr den Stift aus der Hand und begann, eine Uhr vorzuzeichnen. „So“, sagte er, „jetzt kannst du sie nachmalen.“ Und sie tat es. Unter seiner Anleitung, mit seinen Anweisungen. Langsam, krakelig, schief und krumm – aber es war erkennbar eine Uhr. „So, geht doch!“, sagte er, legte Stift und Block beiseite und verließ den Raum, um noch Kaffee zu holen.

Das war also der Uhrentest. Ein Versuch – kläglich gescheitert.

„Ein Gespräch bleibt – alles andere ging.“

2021 hielt das Corona Virus die Welt fest im Griff – und erschwerte auch den Kontakt zu meinen Eltern zunehmend.

Im Monat meines Geburtstags rief mein Vater mich an. Er gratulierte mir freudig – einen Tag zu früh. Als er seinen Irrtum bemerkte, war es ihm furchtbar unangenehm. Ich lachte und tröstete ihn. In einer Zeit, in der nichts mehr verlässlich schien, war ein verfrühter Geburtstagsgruß fast schon etwas Rührendes.

Vielleicht war es sein Versuch, auf keinen Fall zu vergessen, was früher immer meine Mutter für sie beide im Blick gehabt hatte. Doch sie verlor sich zu diesem Zeitpunkt scheinbar immer häufiger in inneren Nebeln – und er war nun ein wenig zu weit vorgeprescht.

Es war das letzte Mal, dass ich mit meinem Vater sprach.

Wenige Tage später verstarb er mit nicht mal 74 Jahren – plötzlich, unerwartet.

Ein Moment, der alles veränderte. Als hätte jemand den Boden unter meinen Füßen weggezogen. Keine Chance, mich zu verabschieden. Keine letzten Worte, kein Blick, kein Halt.

Nur Stille. Und dieser entsetzliche Schmerz, der mir den Atem nahm.

Meine Eltern hatten oft und sehr offen darüber gesprochen, was einmal sein würde: Wenn einer von ihnen gehen müsse, dann würde der andere folgen. Sie hatten sich immer geschworen, niemals allein zurückzubleiben. Und doch war nun genau das geschehen – das, was nie geschehen sollte. Mein Vater ließ seine geliebte Frau zurück. Allein mit ihrem Vergessen. Allein mit ihrer Hilflosigkeit. Und allein mit dem entsetzlichen Schock – denn sie war es, die ihn leblos fand.

Und mich – mich ließ er auch zurück. Mitten im Chaos.

Mit einer Mutter, die von einem Moment auf den anderen, ausgelöst durch diese traumatische Erfahrung und einen schweren Demenzschub, nicht mehr in der Lage war, auch nur annähernd allein zu leben.

Keine Zeit zum Verarbeiten. Keine Zeit zum Trauern. Nur planen, machen, funktionieren. Das konnte ich schon immer gut: Das Schlimme ausblenden. Den Schmerz vertagen. Erstmal tun, was getan werden muss. Zusammenbrechen kann man später. Wenn irgendwann Zeit dafür ist. Aber nicht jetzt. Nicht heute. Und auch nicht morgen. Und vermutlich auch nicht in den kommenden Wochen.

Wir entwarfen einen Plan, wer wann bei meiner Mutter sein konnte. Krankmeldungen, Urlaubstage, improvisierte Lösungen – alles, was eben möglich war und nötig wurde.

„Nächte ohne Schlaf, Tage ohne Halt.“

Je mehr Zeit wir bei ihr verbrachten, Tag und Nacht, desto klarer wurde das erschütternde Ausmaß dieser grausamen Krankheit. Das Zubereiten von Essen? Einkaufen? Überhaupt nur an das Essen denken? Das wurde für sie immer unmöglicher. Lebensmittel wurden vergessen, verrotteten, oder sie aß sie trotzdem, wenn wir nicht aufpassten. Kaffee kochen? Den Wasserkocher benutzen? Unmöglich. Aufstehen, sich waschen, Zähne putzen – nur noch mit Anweisungen. Und selbst dann war alles mühsam, bruchstückhaft, zäh.

Der Schlaf? Er bot weder Erholung noch Trost. Schlaf bedeutete Angst. Nächte voller Umherwandern, Stimmen hören, Menschen sehen, die nicht da waren. Alles musste versteckt werden. Niemandem mehr zu vertrauen. Wut, Argwohn, plötzliche Aggression, kindliche Hilflosigkeit, Angst – das war die neue Realität. Das war unser Alltag, vor allem aber ihr Alltag.

Dazu kamen unzählige Arzttermine, Gespräche mit Behörden, Kranken- und Pflegekassen, das Ausfüllen von Formularen und Anträgen, Bankgeschäfte – kein Moment zum Durchatmen. Nur Aufgaben, Entscheidungen, Verantwortung und Sorgen.

Und mitten im Chaos: die Beerdigung meines Vaters.

Mein Mann, der mich auffing, wenn ich zusammenbrach. Meine Söhne, die mit anpackten, mitdachten, einfach da waren. Manchmal war das alles, was zählte: zu wissen, dass ich nicht ganz allein war.

Bis heute bin ich dankbar, dass ich nicht völlig unvorbereitet war – zumindest was das Thema Demenz und den Umgang mit einer erkrankten Person betrifft. Eine Kollegin, deren Mutter ebenfalls an Demenz erkrankt war, hatte mir früh wertvolle Hinweise gegeben. In den wenigen freien Momenten recherchierte ich so viel ich konnte. Schnell wurde mir klar: Vorwürfe bringen nichts. Maßregelungen, Schimpfen, logische Erklärungen – all das ist sinnlos. Im Gegenteil: Es ist schädlich.

Was wirklich hilft, ist Verständnis. Auf ihre Worte eingehen. Sie ernst nehmen – auch wenn sie keinen Sinn ergeben. Lächeln, selbst wenn einem innerlich zum Schreien zumute ist. Liebevoll bleiben, obwohl man selbst keinen Halt mehr spürt. Es geht nicht um Kontrolle. Es geht um Nähe, um Würde – darum, die Verbindung zu bewahren, auch wenn alles ins Unwirkliche zu gleiten scheint.

Habe ich all das immer geschafft und konsequent beherzigt? Wahrscheinlich nicht.

Doch habe ich jederzeit mein Bestes gegeben? Ja – ganz sicher.

„Zwischen Schuld und Erleichterung.“

Ohne die kompromisslose, bedingungslose und beispiellose Unterstützung meiner Söhne hätte ich keinen einzigen dieser Schritte bewältigt. Ohne den starken Rückhalt meines Mannes, ohne seine Liebe und seine Schulter, an die ich mich lehnen konnte, wenn alles zu viel wurde, wäre ich untergegangen.

Ein Monat. Gerade einmal einen einzigen, kläglichen Monat haben wir es alleine geschafft – dann folgte der unumgängliche Schritt: der Umzug meiner Mutter in ein Pflegeheim, auf eine geschlossene Demenzabteilung.

Das bedeutete: eine herbeigesehnte Lösung ergreifen. Es bedeutete: aufatmen können. Verantwortung abgeben dürfen.

Aber bedeutete es nicht auch, einen einfachen Ausweg zu nehmen? Die eigene Mutter im Stich zu lassen? Den verstorbenen Vater zu enttäuschen? Feige zu sein – oder gar egoistisch? Solche Gedanken ließen sich nicht einfach abschütteln.

Und in den ersten Tagen nach dem Umzug waren Wut, Vorwürfe und Schuldgefühle meine ständigen Begleiter. „Wenn Du mich nicht sofort hier abholst, bist Du nicht mehr meine Tochter!“ schimpfte sie.

Doch dann – ganz unerwartet – schon nach der ersten Woche, kam die Wende.

Meine Mutter blühte regelrecht auf. Ihre einst graue Gesichtsfarbe wandelte sich in ein zartes Rosé. Endlich nahm sie auch wieder zu – beim Einzug hatte sie nur noch 43 Kilogramm gewogen. Sie schlief ohne die sonst so quälende Angst, und zum ersten Mal seit Langem zeigte sich wieder ein echtes Lächeln auf ihrem Gesicht. Sie fand Freude an ihrem neuen Alltag, strahlte eine Lebenslust aus, die ich lange nicht mehr bei ihr gesehen hatte. Nur mit den anderen Bewohnern tat sie sich schwer. „Die sind alle nicht mehr ganz dicht und alt“, meinte sie mit Nachdruck. Sie selbst fühlte sich keineswegs als eine von ihnen.

„Die lassen hier auch wirklich jeden rein!“, klagte sie empört. Ich stimmte ihr natürlich zu und tat so, als würde ich mich mit ihr darüber ärgern. „Die sollten die Mieter hier besser auswählen – das hier sind schließlich teure Wohnungen!“, sagte ich. Zufrieden nickte sie und zog einen niedlichen Schmollmund. Ja, sie betrachtete ihr kleines Zimmer tatsächlich als ihr eigenes Zuhause.

Bei einem meiner Besuche empfing sie mich strahlend, mit einer hübschen neuen Frisur. Stolz erzählte sie, dass sie im „Restaurant“ gelegentlich aushilft, wenn das „Personal“ beim Kochen oder Tischdecken mit den vielen „Gästen“ überfordert sei. Dann stach sie genussvoll die Gabel in ihr Stück Kuchen und aß – sichtbar glücklich.

Das Pflegeheim liegt in einer traumhaft bewaldeten Region, mit viel Natur und Wanderwegen. Bei unseren Besuchen unternahmen wir daher oft lange, wunderbare Spaziergänge mit ihr. Wir bastelten zu Hause Fotoalben und Erinnerungsbücher, brachten sie ihr mit und schauten sie gemeinsam an. Wir redeten über die Vergangenheit oder zeigten ihr Videos von unseren Katzenbabys. Ich wurde ab und zu auch sehr gerne zu ihrem Clown und brachte sie mit lustigen Sprüchen, Geschichten und Grimassen zum Lachen. Ihr Lachen – so wundervoll und kostbar – war für mich ein Geschenk, von dem ich nicht genug bekommen konnte.

Und eines Tages stellte sie mir dann strahlend ihre neue Freundin vor. Bis dahin hatte sie sich schwergetan, Anschluss zu finden. Die meisten anderen Bewohner mochte sie nicht – oder Schlimmeres.

„Zwei Hände, ein Herz – und eine Frage ohne Antwort.“

2022 sah ich die beiden, mittlerweile Unzertrennlichen, durch die Gänge und den Garten der geschlossenen Demenzstation spazieren – als wäre es ein Schloss mit weitläufigen Parkanlagen. Sie saßen im Aufenthaltsraum Hand in Hand, schauten fern, verbrachten Zeit zusammen in einem der Zimmer oder genossen gemeinsam das Essen.

Wenn ich meine Mutter dann „entführte“, hatte ich oft das Gefühl, ihr damit keine echte Freude mehr zu machen. Doch brachte ich sie später zurück zu ihrer Freundin, die dann traurig und teilnahmslos dasaß, leuchteten ihre beiden Gesichter auf. Sie griffen nach den Händen der jeweils anderen, schauten sich tief in die Augen und küßten sich zärtlich auf die Lippen.

„Du!“, flüsterte meine Mutter lächelnd. „Ja!“, grinste ihre Freundin glücklich zurück.

In diesem Moment wurde mir klar: Meine Mutter hatte nicht nur eine gute Freundin gefunden – sie hatte eine Partnerin gefunden. Es war echte, unverfälschte Liebe. Und ich dankte dem Schicksal für dieses wundervolle Geschenk.

Von da an ließ ich einfach beide an meinen Besuchen teilhaben.

Die Spaziergänge wurden seltener, denn die Mobilität meiner Mutter nahm immer weiter ab. So saßen wir oft zusammen in ihrem Zimmer, lasen aus Büchern vor, hörten Musik und sangen – mehr schlecht als recht, aber mit lachendem Herzen.

Manchmal quetschte ich mich auch einfach mit auf das Sofa im Aufenthaltsraum, schaute mit den beiden fern und hielt die Hand meiner Mutter, während ihre andere Hand die ihrer Freundin hielt.

Ich möchte allerdings auch nicht verschweigen, dass ein Besuch im Pflegeheim – und besonders auf einer Demenzstation – trotz aller Bemühungen, trotz Lachen, kleiner Freuden und kostbaren Momenten, oft schwer zu ertragen ist.

Der chronische Personalmangel erschwert die Betreuung, selbst wenn sich alle mit größter Hingabe bemühen.

Die Begegnung mit anderen Bewohnerinnen und Bewohnern, die weinen, schimpfen oder still vor sich hin leiden, kann zutiefst erschüttern und einen traurig und nachdenklich zurücklassen.

Unvergessen bleibt mir eine ältere Dame, die Tag für Tag durch die Flure wanderte, sich von niemandem aufhalten ließ – weder von den freundlichsten noch von den fürsorglichsten Pflegerinnen und Pflegern – und immer wieder nach ihrer Mutter rief:

„Mama! Wo bist du? Wo bist du nur, meine Mama?“

Und auf eine schmerzhaft Weise war das auch meine Frage. Trotz aller Scherze, allem Lachen und der Freude über die kleinen Glücksmomente fragte ich mich, tieftraurig und verzweifelt:

„Wo bist du, Mami?“

Und ich war – irrsinniger Weise – wütend. Nein, ich war nicht nur wütend. Ich war unglaublich wütend. Auf meinen Vater. Warum? Weil er einfach gegangen war. Weil er mich mit dieser Situation zurückgelassen hatte. Weil er nicht mit mir gesprochen hatte. Nicht vorher. Nicht, bevor alles aus dem Ruder lief, bevor das Chaos ausbrach, bevor ich – von einem Tag auf den anderen – beide Elternteile auf einmal verlor.

Eigentlich lächerlich! Als hätte er das so gewollt. Natürlich nicht! Das war mir irgendwo klar. Und doch fühlte es sich für mich manchmal genauso an. Mit der Zeit, als die Trauer sich immer wieder ihren Weg bahnte und die Wut nur selten wirklich wich, kamen auch die Schuldgefühle. Warum zum Teufel hatte ICH denn nichts gesagt? Warum glaubte er, er müsse da alleine durch? Wie schrecklich musste er sich gefühlt haben. Wie unendlich müde und erschöpft musste er gewesen sein. Hat sein Körper vielleicht deshalb einfach

aufgegeben? Ist er an Kummer und Erschöpfung gestorben? An der Sorge um das, was kommen würde? Ich werde es nie erfahren.

Wann genau der Moment kam, in dem meine Mutter mich nicht mehr erkannte, kann ich bis heute nicht sagen. Am Anfang hatte sie mich bei jedem Besuch noch mit einem lauten, freudigen „Meine Tochter! Da ist meine Tochter!“ begrüßt. Später wurde daraus ein warmes Lächeln und ein schlichtes: „Da bist du ja.“ Und irgendwann blieb nur noch ein leises „Hallo“ – oder nur ein Lächeln.

Meinen Namen hatte ich schon lange nicht mehr aus ihrem Mund gehört.

Aber das machte mir weniger aus, als ich einmal geglaubt hätte. Es reichte mir, ihre Freude zu sehen. Dieses Aufleuchten in ihren Augen, das mir verriet: Irgendetwas in ihr wusste, dass ich jemand war, der sie liebte. Und den sie liebte.

Und das genügte.

Als im frühen Winter 2023 ihre Herzensfreundin verstarb, verschlechterte sich auch der Zustand meiner Mutter rapide, und ihr Lächeln verschwand Stück für Stück.

„Der Abschied kam still. Die Liebe bleibt laut.“

Gesundheitlich wurde es richtig schwierig, als sie Ende des Jahres einen schweren Krampfanfall erlitt. Von da an war sie dem Tod näher als dem Leben.

Ich machte mich innerlich bereit für den Abschied. Verbrachte so viel Zeit wie möglich an ihrer Seite, hielt ihre Hand, spielte ihr leise ihre Lieblingsmusik vor, während sie blass und schwach in ihrem Bett lag. Oft sprach ich in Gedanken mit meinem Vater, bat ihn inständig, er möge sie nun zu sich holen, damit sie beide wieder zusammen glücklich sein könnten. Damit alles Leid für sie ein Ende hätte.

In dieser schweren Zeit war ich besonders dankbar für den Beistand der großen Schwester meiner Mutter – meiner lieben Tante. Auch sie und ihr Mann kamen von Beginn an regelmäßig ins Pflegeheim. Nachdem wir uns in den Jahren zuvor aus den Augen verloren hatten, fanden wir durch den Aufenthalt meiner Mutter wieder zueinander. Wir hielten uns gegenseitig auf dem Laufenden, berichteten von unseren Besuchen und sprachen über unsere Kindheit und das Leben mit meiner Mutter. In diesen Gesprächen fand ich Trost. Es tat gut zu wissen, dass ich mit meinem Schmerz und meiner Sorge nicht allein war. Und dass es Menschen gab, die meine Mami ebenso liebten und vermissten wie ich.

Zunächst glaubten wir alle an ein kleines Wunder, als meine Mutter im Januar 2024 plötzlich wieder selbstständig zu trinken begann, ein wenig aß und schließlich sogar im Rollstuhl an den Tisch zu den anderen Bewohnerinnen und Bewohnern gesetzt werden konnte. Ein zartes Lächeln kehrte in ihr Gesicht zurück – zögerlich zwar, doch es war da. Auch wenn die Krankheit und ihre Folgen ihr das Leben mit jedem Tag ein Stück schwerer machten.

Ich selbst war hin- und hergerissen zwischen der dankbaren Freude, sie noch ein wenig länger bei mir haben zu dürfen, und dem schmerzhaften Gedanken, dass es vielleicht gnädiger gewesen wäre, hätte sie diese Welt in jenem Winter schon verlassen dürfen.

Ständig hatte ich das Bild meiner blassen, traurig wirkenden Ma vor Augen: schief im Rollstuhl sitzend, den Blick leer Richtung Fenster gerichtet. Ein quälender Zwiespalt zwischen Hoffnung und Loslassen, der mich oft nachts wachhielt und für den es nie eine einfache Antwort gab.

An einem Abend im April 2024 schlief meine geliebte kleine Mami dann endlich – und zum großen Glück auch ganz friedlich – für immer ein.

Ich kam erst später in der Nacht an ihr Bett. Die Pfleger*innen hatten bereits das Fenster geöffnet, und ich wusste: Jetzt ist sie fort.

Nach all der langen, schweren Zeit war sie endlich in Sicherheit.

Und ich konnte sie gehen lassen – voll Liebe, mit Zuversicht, trotz des Schmerzes, der mir nun als Letztes von ihr bleibt. Zusammen mit den Erinnerungen an eine kleine, zähe, unangepasste Frau, die oft und gern der Welt stolz den Stinkefinger zeigte.